

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1909

5 (8.1.1909) 2. Blatt

Badischer Beobachter.

Hauptorgan der badischen Zentrumsparlei.

Er erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: In Karlsruhe durch Träger zugestellt, monatlich 90 Pfg., vierteljährlich 2.70. In der Geschäftsstelle oder den Abgaben abgeholt, monatlich 60 Pfg. Bei der Post bestellt, monatlich 8.25, durch den Briefträger ins Haus gebracht, 8.67 vierteljährlich. Bestellungen werden jederzeit entgegengenommen.

Beilagen:
 Einmal wöchentlich: das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt **„Sterne und Blumen“**.
 Zweimal wöchentlich: das vierseitige Unterhaltungsblatt **„Blätter für den Familiencatholik“**.

Verleger: Die sechsseitige Beilage oder deren Raum 20 Pfg., Neufamen 60 Pfg. Totalanzahl billiger. Bei öfterer Wiederholung entsprechender Rabatte. Anzeigen nehmen außer der Geschäftsstelle an Anzeigen-Vermittlungsstellen an. Redaktion und Geschäftsstelle: Adlerstraße Nr. 42 in Karlsruhe (Baden). Sprechstunden der Redaktion: von halb 12 bis 1 Uhr mittags.

Abonnementsdruck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ in Karlsruhe, Adlerstraße 42. Geschäftsführer, Direktor.

Verantwortlicher Redakteur für badische und badische Politik, sowie Familien: S. Theodor Reber; für ausländische Nachrichten und den allgemeinen Teil: Franz Wähl; für die Unterhaltungsbeilagen, den Handel und Verkehr: Heinrich Vogel; familiäre in Karlsruhe.

Verantwortlich für Anzeigen und Neufamen: Hermann Wähler in Karlsruhe.

Deutschland.

Berlin, 7. Januar 1909.

Die empfehlenswerte Versicherungszeitung.

Nach dem, was über die Reform der Arbeiterversicherung bekannt ist, kann es keinen Zweifel unterliegen, daß es zu der Errichtung des sog. gemeinsamen Unterbaus für die verschiedenen Versicherungszweige und zur allgemeinen Einführung der Verhältniswahl kommen wird. Die Versicherungsämter, die mit einem Beamten als Vorsitzenden und Beisitzern aus dem Stande der Arbeitgeber und der Versicherten besetzt sein werden, sollen die sachliche Prüfung aller Ansprüche durch Personen, die den Verhältnissen nahe stehen, sichern. Die Einführung der Verhältniswahl soll die sozialdemokratische Vorherrschaft, die insbesondere in einer großen Zahl von Ortskrankenkassen zu schweren Missetatungen geführt hat, beseitigen, indem sie Vertreter aller Parteirichtungen die Mitarbeit sichert. Beide Ziele werden aber nur erreicht werden, wenn die nicht der Sozialdemokratie angehörenden Versicherten sich mehr mit der Versicherungsgebarung betrauen lassen, und auch die Arbeitgeber, die in den von Sozialdemokraten beherrschten Krankenkassen vielfach nicht mehr mitarbeiten wollten, sich in Zukunft wieder mit Interesse der Sache widmen. So liegt es denn augenblicklich auch vom Standpunkt der allgemeinen Politik und im öffentlichen Interesse, daß die Kenntnis des Arbeiterversicherungsrechts und dessen Anwendung mehr zum Gemeingut wird. Es kann deshalb allen Beteiligten eine auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung vortrefflich orientierende Zeitschrift, „Der Versicherungsbote“, welche alle einschlägigen Fragen in volkstümlicher Weise erklärt, nur dringend empfohlen werden. Der gemeinverständliche Inhalt, wie der billige Preis, durch die Post bezogen vierteljährlich 60 Pfg., bei direktem Bezuge vom Verlage, W. Schmidt, Oldenburg, I. B., in fünf und mehr Exemplaren bedeutende Preisermäßigungen — erleichtern in gleichem Maße die Verbreitung des Blattes. Die zuverlässigste Auskunftsvermittlung auf alle Anfragen aus dem Bereiche ist für viele, die sich nicht von Sachverständigen Rat holen können, von ganz besonderem Werte. Kein Arbeiterverein, keine Volksbibliothek, keine öffentliche Lesehalle sollte den Bezug der Zeitschrift unterlassen. Es handelt sich geradezu um ein gemeinwütiges Unternehmen, dessen Unterhaltung man, der sie gewährt, größten Nutzen einbringt.

Ein protestantisches Urteil über den Katholikentag.

Die protestantische Zeitschrift „Evangel. Freiheit“, Novemberheft, aus der Feder des Thüringer Privatdozenten Dr. Schiele, der dort den Düsseldorf-Katholikentag einer Besprechung unterzieht. Unter anderem schreibt er:

Der Katholikentag treibt keine Politik, obgleich er es an und für sich müßte, weil er dann seine Tätigkeit verlor, das Sammeln für alle zur Einheit strebende katholische Kraft zu sein. Das Zentrum selbst, dessen Führer ja zugleich Führer des Katholikentages sind, muß mit aller Macht dahin wirken, daß die Politik dem Tage rein bleibt. Ich meine also, die Behauptung, der Katholikentag sei nichts als eine Parteiparade des Zentrums, können wir füglich zu den unbegründeten Behauptungen rechnen, deren wir uns nicht nur in der Historie, sondern auch in der Polemik zu enthalten haben.

Die religiöse Verbindung mit den Katholiken scheint, seit der Woburner Synode vorantritt, in weite Ferne gerückt. Und doch müssen wir uns gefallen, daß hierüber sehr schwer zu urteilen ist; denn wie wenig kennen

und verstehen wir die religiösen Kräfte des Katholizismus. Wie verachtet und schon der übliche Konfirmandenunterricht, der noch heute im Besitz der Polemik aus dem orthodoxen Zeitalter einherweht, den Zugang zu dem inneren Leben der Katholiken. Wie groß sind die Aufgaben, die zumal den Theologen der religionsgeschichtlichen Richtung hier noch obliegen — oder bemähen wir uns schon so um das Verständnis des Katholizismus wie um das der Juden, des Buddhismus, des Islam?

Dieses Urteil wird diejenigen Blätter, welche ein Interesse daran haben, über den Katholikentag die Unwahrheit zu schreiben nicht abhalten, nach wie vor im Widerspruch mit allen Tatsachen den Katholikentag als Zentrumsparade zu bezeichnen.

Hd. Die Reichstagsbilder von Angelo Jank sind entfernt worden. Leider die materielle Auseinandersetzung des Reichstages mit Professor Jank hört der „E.-N.“, daß die Abfindung des Künstlers in durchaus honorariger Weise erfolgen soll. Die Entsendung der Bilder ist auf einen Beschluß des Senatorenkonvents zurückzuführen.

Ausland.

Die Christlich-Sozialen in Oesterreich und das Bündnis mit Deutschland.

Der Führer der christlich-sozialen Partei in Oesterreich, Dr. Pöggendorf, vertritt, daß er und alle seine Parteifreunde unbedingt an dem Bündnis mit dem deutschen Reich festhalten.

Die katholische Presse in Frankreich. In der katholischen Presse in Frankreich scheint endlich die notwendige Besserung eintreten zu wollen. Es ist zweifellos, daß den heutigen Machthabern in Frankreich ihr Zerwürflichkeit an der Religion durch das Festhalten einer zielbewußten katholischen Presse wenigstens sehr erleichtert wird. Nun erscheint seit 1. November der „Univer“ in vergrößertem Format und hat sein Vertriebskapital um 600 000 Franken erhöht. Vier Wochen nach Eröffnung der Zeitschriftenliste waren 400 000 Exemplare abgesetzt. Seit der Veröffentlichung auf fast allen Veranlassungen die Pfarrvereine und Diözesanverbände mit der Verbreitung katholischer Blätter. Am meisten wird der katholischen Presse in Frankreich die richtige Entwicklung durch Unerkennung bei den Katholiken und unangebrachte Kritik (siehe oben). Gegen die letztere wendet sich der Bischof von Soissons sogar in einem eigenen Hirtenbriefe. Was den letzteren betrifft, so ist er nicht allein in Frankreich zu Hause und dürfte auch anderwärts in katholischen Kreisen beherzigt werden.

Zur Balkankrise.

Der englische Politiker Balfour machte einem Mitarbeiter der „Zeit“ gegenüber Vorschläge zur Lösung der internationalen Schwierigkeiten. Aus seinen ganzen Ausführungen ist aber deutlich ersichtlich, daß hauptsächlich Englands Einfluß es ist, der sowohl die Türkei als auch die kleinen Balkanstaaten zu einer feindseligen Haltung gegenüber Oesterreich-Ungarn aufbringt. — Der österreichisch-ungarische Vorkämpfer hat der Presse eine Verbalnote überreicht, in welcher die Forderung darauf aufmerksam gemacht wird, daß die österreichischen Waren in Smirna zwar auszuladen, jedoch nicht eingelagert werden und die österreichisch-ungarische Regierung Schadenersatz verlangen würde.

Die serbische Politik hat im letzten Vierteljahr wiederholt Stoßfächeln erregt.

Obwohl es ein offenes Geheimnis ist, daß im Innern die größten Schwierigkeiten bestehen und der Thron

Mutter war eine so heilige Erscheinung, daß ich mich leidenschaftlich in sie verliebte. Ein Leben mit ihr wäre mir jetzt das größte Glück, alles andere verlor ich dagegen, so auch der Gedanke an meine Abkunft. Wir heirateten und genossen einige Jahre des ungetrübtesten Glückes. Freilich, in meiner Seele lebte der Gedanke an meine vornehme Abstammung insgeheim weiter und verleitete mich oft und machte mich launisch. In einer unbewachten Stunde gestand ich meiner Mutter das Geheimnis meines Lebens und fragte sie um Rat, was ich tun sollte. Sie aber lachte mich aus und meinte, wir könnten auch ohne den Grafentitel glücklich sein.

Ihre leibliche Züge, aber im Grunde genommen ganz richtige Auffassung ärgerte und verleitete mich noch mehr. Ich lebte mich wieder mehr und mehr in den Gedanken hinein, durch einen Prozeß meine legitime Abkunft vom dem Grafen bewiesen zu wollen, und ich beging die Torheit, einen Vetter meiner Frau, den Advokaten Karl Lippold, in das Geheimnis zu ziehen und ihn um Rat zu fragen.

Lippold ging mit einem vagen Genieren auf die Sache ein. Er zog Erkundigungen über Erkundigungen ein, wofür ich ihm bedeutende Summen zahlen mußte. Meine Mutter erfuhr es und wurde unwillig; ich entgegnete ihr heftig, zum ersten Male kam es zwischen uns zu einem ernsthaften Streit.

Nach einem Jahre erklärte mir Lippold, daß ein Prozeß zu keinem Resultat führen könne, wenn ich nicht noch mehr Argumente anführen könnte. Auch folgte der Prozeß eine große Summe Geldes, die ich wohl kaum aufzubringen vermöchte. Dann machte er mir den Vorschlag, durch die Drohung, die ganze Geschichte zu veröffentlichen, von der Gräfin eine größere Geldsumme zu erpressen.

Belgrads durchaus nicht feilscht, vielleicht auch gerade deshalb spielt Serbien in der Balkanfrage eine Rolle, daß man wirklich glauben könnte, es gehöre zu den bestgeordneten Großmächten. Neuerdings hat in der Hauptstadt der Minister des Innern Milovanowitsch eine Rede gehalten, die sich in der denkbar schärfsten Form gegen Oesterreich wendete. Er sagte u. a., der Berliner Vertrag habe Oesterreich-Ungarn zum Wächter gegen Rußland am Balkan eingesetzt, Oesterreich-Ungarns erster Schritt am Balkan sei aber gewesen, das Volk zweier serbischen Länder zu Sklaven zu machen. Im antiken Text heißt der für Oesterreich anstößige Satz: „Oesterreich-Ungarn habe die von Serben bewohnten Provinzen sich zu eigen gemacht.“ Offenbar hat man nachträglich eingeschoben, daß die zuerst gewählte stärkere Ausdrucksweise schäme Folgen haben könnte u. s. w. geändert; möglicherweise ist diese Aenderung auch auf die entchiedene Haltung des österreichischen auswärtigen Amtes zurückzuführen, das ausdrücklich betonte, daß Oesterreich-Ungarn sich diese Provokation nicht gefallen lassen könne. Der Minister des Innern beauftragte den Gesandten in Belgrad, Grafen Jorgach, sich zum Minister Milovanowitsch zu begeben und von ihm Auskunft darüber zu verlangen, ob der veröffentlichte Text seiner Stupischinrede richtig sei, und falls er dies zugibt, von ihm eine Entschuldigung zu verlangen. Sollte eine Entschuldigung nicht erfolgen, so würden die diplomatischen Beziehungen zu Serbien abgebrochen werden. — Das offiziöse Wiener „Freundblatt“ berichtet die Rede des serbischen Ministers des Innern, Milovanowitsch, und betont, Europa könne daraus entnehmen, wie wenig seine Ermahnungen in Belgrad gewirkt und wie schwer die Annahmen der serbischen Politik es Oesterreich-Ungarn machen müßten, seinem Programm der Gebuld und Nachsicht treu zu bleiben. Die Rede wirkte befremdend durch ihre offenkundige Feindseligkeit gegen die Monarchie, insbesondere in dem Falle, wo Milovanowitsch sich soweit vorraus, zu behaupten, Oesterreich-Ungarn habe das Volk zweier serbischer Länder zu Sklaven gemacht. Wenn seine Rede in dem vorliegenden Bericht an dieser Stelle richtig wiedergegeben sei, so werde Milovanowitsch auf diplomatischem Wege sich darüber zu äußern haben. Milovanowitsch werde baldigst Gelegenheit haben, zu merken, daß seine ganze Politik aus großen, unerfüllbaren Illusionen bestehe. Wenn nicht bald ein gründlicher Umschwung des Geistes eintrete, so würden den serbischen Politikern noch weitere Enttäuschungen beschieden sein. Die „Neue Freie Presse“ berichtet gleichfalls die Rede Milovanowitschs. Hier in Oesterreich hat man nur eine Antwort: Hände von dem Weg, was zu uns gehört.

Die serbische Politik hat im letzten Vierteljahr wiederholt Stoßfächeln erregt.

Obwohl es ein offenes Geheimnis ist, daß im Innern die größten Schwierigkeiten bestehen und der Thron

Mit Berachtung wies ich seinen Vorschlag zurück. Ich war kein Erdreiser und Schatzhüter, konnte ich nicht auf rechtmäßige Weise in den Besitz des mir gehörenden Namens gelangen, so lag mir an dem Gelde gar nichts.

Ich entzweite mich mit Lippold, der mich verächtlich und über meine Dummheit lachend verließ.

Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Der Gedanke an das mir und meiner Mutter zugesagte Unrecht verließ mich aber von da an nicht wieder. Ich fand keine Anbe mehr, ich suchte auf alle mögliche Weise den Schleier des Geheimnisses zu lüften, ich wurde der finstere, launische Mann, als welcher Du mich kennen gelernt hast, ich opferte das stille Glück und den Frieden meiner Familie der Idee, wie ich wohl zu meinem Recht gelangen könnte.

Bislang ist es mir nicht gelungen, eine neue Spur aufzufinden. Vielleicht glückt es mir noch, dann sind diese Aufzeichnungen überflüssig. Ich habe aber dieses für Dich, mein Sohn, niedergeschrieben, denn seitdem vor einigen Tagen die Skizze des Bildnisses meinen Gut durchsucherte. — Der Wilddiel bekam dafür eine Sichel in die Brust. — Weiß ich, daß ich im Walde meines Lebens nicht mehr sicher bin. Man lauert mir auf, ich weiß es, und eines Tages wird man mich erschossen im Walde finden.

Deshalb schreibe ich dies für Dich nieder. Der Tod soll mich nicht überfallen und nicht zugleich das Geheimnis meines Lebens mit in das Grab verpacken.

Lebe wohl, mein Sohn, und denke in Liebe Deines durch die Ungerechtigkeit der Welt unglücklich gewordenen Vaters, der sich vor der Welt nennen mußte.

Gudolfar Daxer.

(Fortsetzung folgt.)

Die weiße Frau von Oldensloe.

Originalroman von D. Elster.

(Fortsetzung.)

Martin war damals ein etwa fünfundsiebzigjähriger Mann, dem die Schamhaftigkeit und Keckheit aus den kleinen, verschmitzten Augen leuchtete. Er beobachtete damals, wie jetzt noch den alten Teufel des Schloßes. Kurz nach seiner Ankunft auf Schloß Oldensloe hatte er sich mit einem Mädchen, welches aus Frankreich stammen sollte, verlobt. Seine Söhne besuchten Gymnasium und Universität, seine Tochter heiratete einen Kaufmann in Hamburg. Er lebte in sehr günstigen Verhältnissen, was sich kein Wenig erklären konnte. Jetzt wußte ich den Grund einer Wohlhabenheit!

Mit den Mädchen verkehrte er wenig, ebenso seine Frau, die der deutschen Sprache kaum mächtig war. Wie ein Cerberus beobachtete er den Park, zu dem er niemanden Zutritt gewährte.

Als ich, unvorsichtig genug, ihn geradezu nach den Umständen meiner Geburt fragte, geriet er in furchtbaren Zorn und schalt mich einen Narren und einen Dummkopf. Dann wies er mich die Tür und drohte, wenn ich nicht gehen würde, den Oberförster und den Deponomedirektor herbeizurufen, die mit den Weg schon weisen sollten.

Jähnefährig entfernter ich mich. Tagelang ging ich mit mir zu Rate, was ich beginnen sollte. Da ließ mich der Oberförster Wikert, den Du ja auch noch genannt hast, rufen und sagte mir folgendes:

„Durch den Martin haben die Frau Gräfin erforscht, daß ich von meiner wahren Herkunft durch

meine Pflegemutter unterrichtet sei. Es sei richtig, ich sei der illegitime Sohn des verstorbenen Grafen und jener unglücklichen Engländerin, die jetzt wahninnig im Schloße lebe. Ich solle mich jedoch wegen des Schicksals meiner Mutter nicht sorgen, die Gräfin lasse ihr nichts abgehen und trage selbst die beste Sorge für die Unglückliche. Man habe mich nach meiner Geburt den Förstereuten in der besten Absicht übergeben. Meine Mutter sei damals schon wahnsinnig gewesen, ich hätte doch nicht bei ihr bleiben können. Das Vergehen des Grafen solle nicht beschönigt werden; es vererbe der Gräfin selbst den schwersten Kummer. Sie wolle gern gut machen, was ihr Gemahl verbrochen, aber Geistesgenes könne sie nicht ungeeignet machen. Sie wolle fernerhin für mich und wenn ich eine Familie gründete, sich diese in der wohlwollendsten Weise sorgen. Sollte ich in dessen Fortschritt genug sein, die Geschichte verlaublichen zu lassen oder erst gar gerichtliche Schritte anstreben, dann würde sie der Sache ihren Lauf lassen, aber die Hand gänzlich von mir abziehen und mich ihres Dienstes entlassen. Der Oberförster setzte wohlmeinend hinzu, daß mir ein Prozeß nichts helfen könnte.

Ich erbat mir einige Tage Bedenkzeit. Anselos ging ich umher, aber ich wußte mir keinen Rat. Als dann der Oberförster nochmals auf mich einbrang und mir die Vorteile auseinanderrichtete, welche mir aus meiner Freigabe in den Willen der Gräfin entspringen sollten, da willigte ich ein, denn ich sah, daß ich gegen die Umstände nichts anrichten konnte.

Die Folge war, daß ich einen bedeutend höheren Gehalt als die anderen Förster bezog.

Um jene Zeit lernte ich Deine Mutter kennen. Ich war, wie Du weißt, bedeutend älter, aber Deine

Badische Landesbibliothek

